

Nassauischer Anzeiger

Kreisblatt für den Landkreis Wiesbaden.

Zweites Blatt.

№. 89. Dienstag, den 1. August. 16. Jahrg.

Die Kriegslage.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

W.B. Wien, 28. Juli. Amtlich wird verlautbart:

Russischer Kriegsschauplatz.

Am oberen Czarny Czernomozj scheiterten mehrere russische Angriffe.

Im Raume nördlich von Brody fechtete der Feind gestern seine Angriffe den ganzen Tag über fort. Bis in den späten Nachmittag vermochte er, von brav fechtenden Truppen immer wieder zurückgeschlagen, nicht einen Schritt Raum zu gewinnen. Erst einem neuerlichen abends angelegten Massenangriff der Russen gelang es, nördlich der von Leshniow nach Brody führenden Straße in unsere Stellungen einzudringen. Unsere Truppen setzten den Kampf am Südrande von Brody fort.

Bei Postomog in Wolhynien vertrieben R. u. A. Abteilungen den Feind aus einer vorgeschobenen Verschanzung. Nordöstlich von Swiniach wird einem lokalen Einbruch der Russen durch einen Gegenstoß begegnet.

Seit Mitte Juli hat der Feind nach einer Pause von 4 Wochen in Wolhynien seine Offensive wieder aufgenommen. Das Gesamtergebnis derselben läßt sich bis heute dahin zusammenfassen, daß auf unserer Seite ein 80 Kilometer breites Frontstück in einer Tiefe von nicht mehr als 15 Kilometer zurückgedrängt wurde. Diesen geringen Raumgewinn hat der Feind durch eine ununterbrochene Reihe schwerer Angriffe und mit ungeheuren Opfern erkauft.

Italienischer Kriegsschauplatz.

An der ganzen Front keine größeren Gefechtsaktionen. Im Süden von Cagliari brachte eine Patrouille-Unternehmung einen Offizier und 27 Mann als Gefangene ein. Im Raume von Panegoglio hielt das starke feindliche Geschützfeuer an. Das Vorgehen schwächerer italienischer Abteilungen wurde schon durch unser Feuer vereitelt.

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Unverändert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs: v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Ereignisse zur See.

Am 27. morgens haben unsere Seesflugzeugschwader Bahnhöfe, militärische Objekte und Fabriken von Otranto, Mola, Bari, Gioiuzio und Mottetta mit schweren, leichten und Brandbomben sehr erfolgreich belegt. Namentlich in Bari wurden verheerende Bombentreffer in Bahngelände, Fabriken und im Gouvernementspalais erzielt und starke Brände beobachtet. Trotz heftigster Bekämpfung und Bekämpfung feindlicher Abwehrflüge kehrten unsere Schwader unverletzt zurück.

Flottenkommando.

Kleine Mitteilungen.

W.B. Berlin, 28. Juli. (Amtlich.) Die russische Flugstation Bebara auf Jemel wurde am 27. Juli erneut von einem Geschwader unserer Seesflugzeuge zweimal angegriffen, und zwar am frühen Morgen und abends. Trotz starker Gegenwehr wurden gute Erfolge gegen die Station erzielt, Treffer und Brandwirkung in den Hallen einwandfrei beobachtet. Ein Haus der Flugstation ist abgebrannt.

W.B. Berlin, 28. Juli. (Amtlich.) Ein deutscher Hilfskreuzer nahm den bewaffneten englischen Dampfer „Estimo“ nach einem Gefecht. Der Dampfer ist eingebracht.

Ein englischer Kapitän in Brügge hingerichtet. Am 27. Juli fand in Brügge die Verhandlung des Feldgerichts gegen den Kapitän Charles Fratt von dem als Brise ein-

gebrachten englischen Dampfer „Bruffel“ statt. Der Angeklagte wurde zum Tode verurteilt, weil er, obwohl er nicht Angehöriger der bewaffneten Macht, den Versuch gemacht hat, am 28. Mai vorigen Jahres um 2½ Uhr nachmittags beim Raasfeuerschiff das deutsche Unterseeboot „U. 33“ zu rammen. Der Angeklagte hat ebenso wie der erste Offizier und der leitende Maschinist des Dampfers seinerzeit für sein tapferes Verhalten bei dieser Gelegenheit von der britischen Admiralität eine goldene Uhr als Belohnung erhalten und war im Unterhaus lobend erwähnt worden. Bei der damaligen Begegnung drehte er, ohne sich um die Signale des Unterseebootes, das ihn zum Feigen seiner Nationalflagge und zum Stoppen aufforderte, zu lächeln, in dem entscheidenden Augenblick mit harter Fahrt auf das Unterseeboot zu, das nur durch sofortiges Tauchen um wenige Meter von dem Dampfer freikommt. Kapitän Fratt gibt zu, hiermit nach den Weisungen der englischen Admiralität gehandelt zu haben. Das Urteil ist bestätigt und am 27. Juli nachmittags durch Erschießen vollstreckt worden. Eine von den vielen rühmlichen Handlungsfeldern der englischen Handelsflotte gegen unsere Kriegsschiffe hat so zwar eine späte, aber gerechte Sühne gefunden.

Ein kräftiges Wort aus der Schweiz.

Das „Berne Tageblatt“ bespricht in seiner Ausgabe vom 26. Juli unter der Überschrift „Wird die Schweiz vom Kriege verschont bleiben?“ die wirtschaftliche Versorgungs- und Verkehrsfrage und sagt unter anderem: England und Frankreich halten der Schweiz Waren zurück, respektive sie lassen solche nur in sehr geringen Mengen durch, welche von der Schweiz in Uebersee gekauft worden und zum Verbrauch und zur industriellen Verarbeitung in unserm Lande bestimmt sind. Dazu haben die beiden Staaten durchaus kein Recht, da wir mit ihnen nicht im Kriege stehen und überhaupt nicht in den Krieg hineingezogen werden wollen. Diese Waren stammen nicht aus England oder Frankreich, und diese beiden Länder erleiden durch deren Abgabe an uns keinen Schaden. Sie besitzen von allen diesen Sorten selber übergenug. Ihre Maßregel soll Deutschland treffen, und um dies zu ermöglichen, zaudern sie keinen Augenblick, uns in Mitleidenhaft zu ziehen und zu schädigen. Sie begeben an uns also ein Unrecht, und alle schönen Phrasen von politischer Notwendigkeit können uns über das bittere Gefühl nicht hinwegheben, diese Behandlung erdulden zu müssen, weil man uns die Kraft nicht zutraut, uns wehren zu können. Wie ein Teil des Schweizervolkes unter diesen Umständen noch die Hand lüften kann, die es schlägt, ist jedem kühn denkenden Schweizer unbestreitlich. Wir wissen wohl, daß wir so leicht nicht zur Abwehr greifen dürfen, aber wir wollen doch einmal erklären, daß wir die Behandlung nicht als eine freundschaftliche empfinden und uns durch die Praktiken der Entente je länger desto mehr ärgert fühlen. — Wir sind hier im gleichen Maße wie Holland und Schweden. Was nun die Behandlung der Schweiz durch Deutschland anbelangt, so ist zu sagen, daß Deutschland uns jeden Tag 10000 Tonnen Kohlen ohne jegliche Kompensation geliefert hat, und daß es uns diese Kohlen in seinen eigenen Wagen liefert, während die Entente uns nicht einmal gestatten will, unsere in Amerika gekauften Waren in der nötigen Menge in unseren eigenen Wagen abholen zu lassen. Wenn Deutschland für eigene Waren Kompensation von uns verlangt, so ist nicht zu vergessen, daß es sich da um Waren handelt, die in jenem Lande selber knapp sind, und um eigene Landesprodukte, deren Ausfuhr zu verbieten jedem Lande zusteht. Das ist ein himmelweiter Unterschied zwischen der Stellung, die die Entente einnimmt, wenn sie uns die Durchfuhr überseeischer Waren durch Frankreich erschwert oder verunmöglicht. — Die Betrachtung des schweizerischen Blattes schließt mit folgender kräftigen Erklärung: Wenn die Schweiz sich, was Gott verhüten möge, einmal entscheiden muß, so wird sie sich gegen denjenigen entscheiden, von dem sie am meisten bedrängt ist, der sie am meisten bedrängt und in ihren Rechten verletzt hat. Das war von altersher gute Schweizer Politik und wird's hoffentlich bleiben.

Zum zweiten Kriegs-Jahrestag.

Es hat längere Kriege gegeben, als der gegenwärtige Weltkrieg ist und nach menschlichem Ermessen sein wird. Aber nie zuvor, soweit menschliche Erinnerung zurückreicht, hat es einen Krieg von solcher räumlichen Ausdehnung, von solcher Größe der kämpfenden Heere, von solcher politischer und wirtschaftlicher Tragweite gegeben. Wer das bedenkt und bis zum Ende durchdenkt, wird sich mit der Tatsache, daß der gegenwärtige Krieg nunmehr zwei Jahre dauert und der Zeitpunkt der Wiederrückkehr des Friedens noch nicht abzusehen ist, leichter abfinden können. Gewiß haben auch alle früheren großen Kriege tief eingegriffen in das Leben der Völker

und des Einzelnen, gewiß ist es auch früher oft um große, auf lange Zeit hinaus und für Millionen von Menschen entscheidende Fragen gegangen. Aber was ist, was war das alles im Vergleich zu dem Jued und Ziel des gegenwärtigen Kampfes? Nicht nur unenträglich, gar nicht zu fassen wäre der Gedanke, daß die nationale Selbständigkeit und Einheit des deutschen Volkes, die vor 45 Jahren neu erstanden ist und uns seitdem in Handel und Wandel, in Bildung und Wohlstand eine Blüte gebracht hat wie nie zuvor, noch einmal zerklüftet und auf lange hinaus, vielleicht auf immer zum Verschwinden gebracht werden könnte. Kein deutscher Mann könnte es sich auch nur vorstellen, daß unser Volk, nachdem es sich durch Werke des Friedens und der Gerechtigkeit an die erste Stelle unter den großen Nationen heraufgearbeitet hat, noch einmal auf die politischen und wirtschaftlichen Zustände etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgeworfen werden sollte. Das ertrüge, das will kein Deutscher, und deshalb muß jeder Deutsche wollen, daß der Krieg zum siegreichen Ende geführt wird, und muß dazu an seinem Teile das Seine beitragen. Dieser Entschluß, einmal gefaßt und unbeirrt durchgeführt, hat uns bis hierher gehalten und hat das Unwahrscheinliche, daß wir uns gegen eine Welt von Feinden, gegen eine vier- und fünffache Uebermacht behaupten würden, Wirklichkeit werden lassen. Darum: halten wir nur fest an unserem unbeuglichen Kampfes- und Siegeswillen, und keine Macht der Erde wird uns entreißen können, was der Opfermord so vieler Hunderttausende unserer Söhne und Brüder uns erstritten hat.

Seht, nach zwei Kriegsjahren, haben wir in vollem Umfange erkennen gelernt, welche gewaltige, beinahe über menschliche Geistes- und Körperkräfte hinausgehende Aufgaben und Anforderungen dieser Krieg an uns gestellt hat. So sind wir auch jetzt im Stande, die bisherigen Ereignisse und Ergebnisse des Krieges richtig zu werten. Ohne jede Verschönerung oder Ueberhebung dürfen wir sagen: alle Höhepunkte des gewaltigen Völkereinsatzes haben sich zu unseren Gunsten gestaltet; unsere Gegner haben, abgesehen von der Marne-Schlacht, auch nicht einen solchen Erfolg aufzuweisen, wie sie von Deutschland und seinen Verbündeten — es seien nur genannt: Rußland, Antwerpen, Tannenberg, Gorlice, Breslau, Warschau, Jassow, Rowno-Georgiewsk, Komno, Ipern, Champagne, Picardie, Verdun, St. Gerat — in großer Zahl errungen worden sind. Zudem ist nichts unwahrscheinlicher, als daß unsere Feinde jetzt noch zu gleichen oder ähnlichen Erfolgen gelangen könnten. Man braucht nur ihr Tun und Treiben zu beobachten, um zu erkennen, daß sie dazu aus eigener Kraft nicht imstande sind. Das unausgeglichene Werden um neue Bundesgenossen, die Absicht und Vorbereitung eines Wirtschaftskrieges nach dem Kriege, der doch überflüssig wäre, wenn die Mittelmächte, wie die Entente hofft, zu Krüppeln geschlagen werden, die finanzielle und wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland, alles das sind handgreifliche Zeichen der Schwäche unserer Gegner. Demgegenüber entwickeln Deutschland und seine Verbündeten aus Eigenem immer neue und größere Kräfte. Eben jetzt haben die deutschen Fronten in Ost und West den erbitterten Ansturm einer gewaltigen feindlichen Uebermacht lange Wochen hindurch Stand gehalten, eben jetzt hat sich der Ring zwischen den Mittelmächten und der Türkei, der auf Gallipoli und durch die glänzende Waffentat von Kut-el-Amara geschmiedet wurde, auf den gallischen Schlachtfeldern noch enger geschlossen, eben jetzt hören wir, daß neue Heere bereitstehen, um einem etwaigen neuen Feinde wirksam begegnen zu können. Die deutsche Industrie hält nun zwei Jahre hindurch mit ihren Leistungen, für die auch das höchste Lob der Anerkennung und Bewunderung zu gering ist, den vereinigten Leistungen der Industrien Englands, Frankreichs, Amerikas und Japans die Wage, die deutsche Landwirtschaft deckt unseren Nahrungsmittelbedarf unabhängig von ausländischen Zufuhren, für die vor dem Kriege alljährlich viele Hunderte von Millionen verausgabt wurden, die deutschen Finanzen sind stark genug, um dauernd die Kriegsausgaben zu bestreiten, und wenn die Kriegsschuld des Reiches bereits eine gewaltige Höhe erreicht hat, wenn allein die Verzinsung dieser Schuld das deutsche Volk auf Jahrzehnte hinaus mit ungeheuren Ausgaben belastet, so wird man sich zur Beruhigung sagen dürfen, daß diese Ausgabe nötig war um unserer Freiheit, um unserer Zukunft willen, daß sie, so verstanden, eine werdende Anlage darstellt.

Wollen wir aber genau wissen, wie unsere Rechnung steht, so brauchen wir nur die Lage unserer Gegner zu betrachten, bei denen die Verluste an Menschenleben, die Verluste an Grund und Boden, an Rohstoffwerten und Steuerkraft die Kosten des Krieges ungleich größer sind als auf unserer Seite. Aber wenn auch das nicht der Fall wäre, wenn auch nicht alles und jedes zu unseren Gunsten spräche und eine volle Siegeszuversicht rechtfertigte, so müßten wir dennoch kämpfen und dürfen nicht eher ruhen, müßten das Letzte einsehen, um den Sieg zu erringen, denn es geht für uns, für unser Vaterland und unser Volkstum um nicht weniger als um alles.

Was das neue Kriegsjahr bringt, weiß Gott allein. Wir aber wollen, was es bringt, getrost auf uns nehmen mit jener Freude

Der Letzte seines Stammes.

Kriminal-Erzählung von C. Meerfeldt.

(I. Fortsetzung.)

Nachdr. d. Verb. von

Er wandte sich der Tür zu, aber bevor er dieselbe noch erreichte, trat der junge Baron ihm den Weg.

Es gehörte wahrlich ein Herz von Stein dazu, um nicht eine Regung des Mitleids mit dem qualvollgequälten Gesicht zu empfinden, mit welchem der junge Edelmann sich auf dessen letzten, grauamen Worte hin seinem Feind gegenüberstellte.

„Bedenken Sie auch, was Sie tun? fragte er mit zuckenden Lippen. Die Verwirklichung Ihres Entschlusses bedeutet für mich den Tod, denn ein Grauentwurf stirbt, wie er sich der Schande überliefert! Können Sie das auf Ihr Gewissen nehmen, Wilhelm?“

„Was gibt es dabei für mich zu bedenken? gab der Gefragte kurz und hart zurück. Soll ich verantwortlich sein für das, was Sie tat? Sie selbst hätten das bedenken sollen, ehe Sie sich entließen, einen anderen Menschen zu hintergehen! Sie mögen nun auch zusehen, wie Sie mit Ihrer Ehre und Ihrem Gewissen fertig werden. Das einzige, was ich noch für Sie tun kann, ist, daß ich auf der Stelle mit dem Herrn Oberst rede. Will er für Ihre Schuld aufkommen, so mag es meinem Gewissen gut sein! Ich habe in der Tat kein Interesse daran, Sie vor den Strafgericht zu bringen, wenn ich auf andere Weise zu meinem Gelde gelange. Darum geben Sie mir den Weg frei, Herr Baron, denn das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit.“

Baron Herbert von Graevenstein machte keinen Versuch mehr, den unerbittlichen Gläubiger zurückzuhalten. Mit niedergeklagten Augen und in gebrochener Haltung blieb er stehen, während jener an ihm vorbeibeging, aber wie ein Schauer lief es über seinen Körper, als er hörte, wie Wilhelmmann draußen dem Diener den Auftrag gab, ihn dem Herrn Oberst zu melden. Als der schwere Tritt auf dem Korridor verhallt war, warf er sich auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Schon nach wenigen Augenblicken jedoch fuhr er wieder empor und ging hastig auf ein zwischen den Bücherregalen stehendes Wappenschild zu. Er öffnete die Tür und griff nach einer der hingehängten Pistolen, die in demselben hingen. Eine finstere Entschlossenheit sprach aus seinen Zügen, während er die Waffe prüfend betrachtete und einer der unteren Schubladen des Schranke die Munition entnahm, um sie zu laden.

Es wäre jammervoll, wenn die Komödie ein so erbärmliches Ende nehmen sollte, murmelte er in sich, aber es befiel sich für alle Fälle vorzugehen — die Bezahlung gelobe ich ihm.

2.

Um dieselbe Zeit, als sich im Bibliothekszimmer des Schlosses diese kurze, leidenschaftliche Szene abspielte, unternahm der Bekannte des ausgehenden Ritters, alter Gewohnheit folgend, seinen Inspektionsritt durch die Gärten. Schon vor mehreren Jahren hatte der Oberst von Graevenstein beim Tode seines unverheirateten älteren Bruders, dessen einziger Erbe er war, seinen Abschied genommen, um sich mit ganzer Kraft der Verwaltung seiner großen Besitzungen widmen zu können, und er wurde unter den größten Grundeigentümern der Provinz mit Recht als einer der rührigsten und erfolgreichsten angesehen. Wie er vorher mit Leib und Seele Soldat gewesen, war er jetzt mit Leib und Seele

Landwirt geworden und alle seine Beamten kannten ihn als einen aufmerksamen und strengen Herrn, dem man wegen seiner Unnachlässigkeit wenig Uneinigung entgegengebracht haben würde, wenn er nicht zugleich ebenso gerecht wie streng gewesen wäre.

Auch heute hatte der Oberst — er ließ sich nur mit diesem militärischen Titel anreden — bei seinem Ritt wiederholt Veranlassung zu Ungleichheit und Tadel gehabt, und nicht eben in der besten Stimmung wandte er sein Pferd zum Heimritt. Auf dem breiten Wege, der am Rande des Waldes hinlief, holte er einen rüstig aussehenden Mann ein, dessen vom Wind und Wetter tüchtig mitgenommenen Jägeranzug, ebenso wie die Doppelbüchse, welche er auf dem Rücken trug, den berufsmäßigen Waidmann erkennen ließen.

Er schien in Gedanken verloren zu sein und hatte das Näherkommen des Reiters auf dem weichen Sandboden wohl überhört. Erst als der Oberst ihm seinen kurzen Gruß zurief, drehte er sich nach ihm um und lächelte ehrerbietig seinen Hut.

Die beiden Männer kannten sich in gleichem Alter sein, die Gesichter beider hatte die jahrelange Einwirkung von Sonne und Luft gebräunt und bei beiden hatte sich der blonde Schnurrbart schon mehr als zur Hälfte grau gefärbt. Sie hatten in Haltung und Bewegungen viel Ähnlichkeit miteinander und es schien auch, als wenn dem Oberst gerade diese Begegnung lieber sei als irgend eine andere.

Guten Tag, Herr Förster! sagte er. Bewundern! schmeißt Luft heute! Ich wollte, wir bekämen ein tüchtiges Donnerwetter!

Daran wird es nicht fehlen! gab der andere zurück. Es zieht noch vor Abend herauf, Herr Oberst.

Sollte mir lieb sein, wenn Sie recht prophezeiten, meinte dieser. Es tut not, daß die Luft gereinigt wird!

Ja, das tut not, Herr Oberst! antwortete der Jäger mit beinahe rauhem Ton und mit einem Seufzer, der wenig zu dem harmlosen Gegenstand ihres Gesprächs passen wollte. Dann ging er eine gute Strecke schweigend neben dem Reiter her, der sein Pferd zu langsamer Gangart anhielt und nach einer Weile fragte:

Wie steht es mit dem Wilderer, Förster? Haben Sie wieder etwas von ihm gemerkt?

Leider ja! Aber der Kerl ist mir heute noch einmal entwischt! Haben Sie vielleicht schon einen bestimmten Verdacht?

Einen ganz bestimmten, Herr Oberst!

Es kann doch am Ende nur einer von meinen Gutsleuten sein! Aber an Geschicklichkeit scheint es ihm nicht zu fehlen, wenn nicht einmal Sie ihn zu erwischen vermögen! Bin doch neugierig, gegen wen sich Ihr Argwohn richtet!

Der Herr Oberst wissen es, ehe ich es gesagt habe! Aber was hilft es, da Sie mirs jetzt so wenig glauben werden wie früher! Herr von Graevenstein runzelte die Stirn und strich sich ungeduldig den Schnurrbart.

Wollen Sie mir schon wieder mit dem alten Liebes kommen, Hagemeister? Sie müssen wahrhaftig einen grimmigen Haß auf Martin haben, wenn Ihr Verdacht immer nur auf ihn fallen kann. Und doch haben Sie ihm noch niemals eine Unrechtfertigkeit nachweisen können!

Er ist eben mit allen Hunden gehegt, Herr Oberst! Uebrigens habe ich gegen ihn keinen grimmigeren Haß als gegen jeden anderen Schleicher und hinterlistigen Halunken!

Run, nun, von einem Menschen, dem man nichts Uebliches nachweisen kann, soll man nicht mit so harten Worten reden, Förster! Sie wissen, daß ich es nicht gern höre und daß ich dem Martin überdies zu Dank verpflichtet bin! Er hat mir einmal das Leben gerettet!

Das hätte jeder andere auch getan, der an seiner Stelle gewesen wäre, murmelte der Förster, und Sie haben es ihm auch bereits hundertfach vergolten, Herr Oberst. Fragen Sie nur den Burschen, wo er mit all dem Gelde geblieben ist! Und geben Sie mir einmal acht, wie er Ihre Güte und Rücksicht mißbraucht! Nach meinem dummen Verstand hat auch die größte Dankbarkeit einmal ihr Ende!

Lassen wir das gut sein, Hagemeister! fiel der Oberst ihm nicht ohne einigen Unwillen ins Wort. Ich weiß selber, was ich zu tun habe. Wenn Sie den Martin erst einmal wirklich bei einer Schlichtigkeit erwischt haben, können wir ja weiter darüber reden!

Ich denke, das wird nicht mehr lange währen! sagte der Förster. Ich habe es mir fest vorgenommen, dem Burschen auf die Spur zu kommen, ehe ich von hier fortgehe!

Ehe Sie von hier fortgehen? wiederholte der Oberst. Was soll das heißen, Hagemeister?

Der Oberst hatte sein Pferd angehalten und auch der Förster blieb stehen, aber er blinnte nicht zu dem Reiter hinauf, sondern sah starr geradeaus in den Wald hinein, während er langsam und mit harter Betonung eines jeden Wortes sagte:

Ich wollte es mir auf eine bessere Gelegenheit aufsparen, Herr Oberst, aber da es mir nun doch einmal so über die Junge gekommen ist, mag es auch gleich jetzt gesagt sein. Ich wollte nämlich gehoramt um meinen Abschied gebeten haben, und zwar, wenn es sein kann, so bald wie möglich!

Der Gutsherr schüttelte die Hand auf den Schenkel und sah den Förster einige Sekunden lang sprachlos an; dann aber polterte er in seiner Ueberbahrung beinahe heftig:

Ja, was ist denn das? Reitet Sie der Teufel, Hagemeister, daß Sie mir mit solchen Sachen kommen? Sie wollen Ihre Entlassung haben, — Sie, der Sie auf diesem Gute aufgewachsen sind, — Sie, der mir von meinem seligen Bruder als sein bester Freund ans Herz gelegt wurde und den ich selbst immer als meinen treuesten und reichlichsten Beamten geschätzt habe? Ist Ihnen Ihr Gehalt zu gering oder Ihre Wohnung zu schlecht, so kostet es Sie nicht mehr als ein Wort und es soll gebessert werden! Worüber haben Sie zu klagen — wie?

Nicht über mein Gehalt und nicht über meine Wohnung, Herr Oberst! Das wäre schon alles recht so, aber —

Run — aber? Heraus mit der Sprache! Sie sind doch sonst, soweit ich Sie kenne, nicht der Mann, der mit der Wahrheit lange hinter dem Berge hält! Was für ein „aber“ gibt es da also?

Dem Förster fiel die Antwort offenbar schwer.

Es läte nicht gut, wenn ich länger hier bliebe, Herr Oberst! sagte er. Es wird mir nicht leicht, zu gehen, nein, wahrhaftig nicht, das mögen Sie mir immerhin glauben! Aber ich bin es meiner Reputation schuldig, meiner Achtung für Sie, wie auch der Seelenruhe meines einzigen Kindes!

Der Teufel mag Ihre rätselhaften Worte verstehen, Hagemeister, rief der Baron hervor, ich kann es nicht! Reden Sie fröhlich von der Leber weg, wie sich das unter zwei alten Soldaten geziemt, und mein Wort darauf: Wenn jemand Ihrer Reputation zu nahe getreten ist, so soll er es mit mir zu tun haben.

Versprechen Sie mir nichts, Herr Oberst! versetzte der Förster. Es könnte Sie gereuen! Auch werden Sie mich wohl ausachen mit meinem dummen Ehrgefühl. Aber mag es darum sein! Sie haben es nicht um mich verdient, daß ich es Ihnen verschweige. Wenn ich gehe — mit blutendem Herzen gehe ich von der Scholle, auf der ich geboren bin und unter der ich auch dermaleinst zu ruhen gedachte, — so tue ich es allein um meines Mädels, meiner Elisabeth willen, die freilich viel zu schlecht wäre für eines edlen Herrn

am Kämpfen, die erst in Wahrheit Leben bedeutet nach dem Worte des größten Deutschen:

Rur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß!

Wien, 27. Juli. „Wiener Abendpost“ schreibt: In diesen Tagen vollendet sich das zweite Jahr des gewaltigsten Krieges, den der Erdkreis jemals gesehen und gefühlt hat. Die letzten Tage dieses zweiten Jahres sehen Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich sowie ihre tapferen Bundesgenossen Bulgarien und die Türkei mit ihrer gesamten Wehrkraft im Kampfe gegen eine Uebermacht von Feinden. Ungebeugt in tiefer Kraft bilden sie aller Gegnerschaft, mag sie von Osten und Westen, vom Norden und vom Süden auf sie eindringen, furchtlos und aufrecht entgegen. Das materielle Schwert halten sie in der tapferen Hand gleich jenem ehrenfesten, mutigen Manne, von dessen unerschrockener Ausdauer einst Horaz gesungen hat. Manches schweres, düsteres Kapitel hat die Geschichte dieses Krieges schon zu erzählen. Auch wir bekommen die Folgen des „eisernen Weltspiels“ zu fühlen. Teures, edles Blut haben wir opfern müssen. Strenge Sparsamkeit im wirtschaftlichen Leben des Tages haben wir uns auferlegt, aber klug und voller Zuversicht auf die reichquellende Volkskraft und voll Vertrauens auf unsere gute Sache bestehen wir alle Befahren. Die ersten Worte, die die Völker zu den Waffen riefen, und das Allerhöchste Manifest, das im Mai vorigen Jahres nach dem Treubruch Italiens neuen Kampf ankündigte, leben in unser aller Herzen fort. Das sichere Gefühl, daß nicht von uns der Weltbrand entzündet worden ist, daß uns nur die Liebe zu unserem Vaterland und die heilige Pflicht, für dessen Boden und Recht einzustehen, die Waffen in die Hand gedrückt haben, gewährt uns die feste Zuversicht auf den schließlichen Erfolg und auch einen in der Ferne winkenden Frieden. Mögen unsere wirtschaftlich entwickelten Gegner die seit Jahrhunderten angesammelten Milliarden nun in wilder Verschwendung auf eine kostspielige Fortsetzung des blutigen Krieges verwenden, sie werden stets wieder der Opferfreudigkeit der Völker Oesterreich-Ungarns begegnen. Mögen im feindlichen Lager Haß und zornige Verleumdung die bösesten Fabeln über unsere Schuld am Weltkrieg erfinden, die überzeugende Kraft wird solchen Pamphletgebilden stets verfaßt bleiben. Auch heute, wie vor zwei Jahren, stärkt unsere tapferen Heereskolonnen das Bewußtsein unserer guten Sache, das Bewußtsein der edelsten Friedensabsichten, von denen das Völkchen seiner Majestät immerdar befehl gegeben ist. So findet uns der Abschluß des zweiten Kampfsjahres in einer ersten Stimmung, die das schwere Verhängnis eines Krieges einem Staate auferlegt, aber auch in Bereitschaft, solche Prüfung mutig und hoffnungsvoll zu tragen und den Ehrenschuß unserer Waffen bis zum endgültigen Siege im alten Glanze zu erhalten.

Was unsere Feinde vom zweiten Kriegsjahr erwarteten.

Als die Welt in das zweite Kriegsjahr eintrat, stand es mit der Stimmung im Lager der Entente nicht zum besten. Die große russische Dampfwalze, die Ende 1914 Deutschland zermalmen sollte, war gründlich festgefahren; während man im Herbst 1914 triumphierend den bevorstehenden Fall von Königsberg und Breslau gemeldet hatte, standen jetzt die Deutschen in Galizien und vor den Toren von Warschau. Die Zeitungsartikel, mit denen man das zweite Kriegsjahr begrüßte, und die offiziellen Kundgebungen der leitenden Staatsmänner klangen unter diesen Umständen ein wenig gedrückt. Aber bald hob sich die Stimmung wieder. Wenn man auch den Fehlschlag der Entente-Anstrengungen im ersten Kriegsjahr nicht wohl verschleiern konnte, so hoffte man doch um so bestimmter vom zweiten Jahre die Erreichung des heiß ersehnten Ziels, die völlige Zerschmetterung Deutschlands. Nachten die deutschen und österreichischen Heere auch schon tief in Polen und Böhmen standen, so klammerte sich gerade hieran neue Hoffnung auf den Sieg, denn auch Napoleon war ja tief in das Innere Rußlands eingedrungen und hatte dort sein Schicksal gefunden. In allen Zeitungen der Entente wies man deshalb immer wieder auf den angeblichen Plan des Großfürsten Nikolaus hin, die Deutschen möglichst weit in das Innere Rußlands zu locken und dort in dem Eise des russischen Winters und den Flammen brennender Städte völlig zu vernichten. Bald sprach man von der „Langhaken- und tobringenden Anziehung“ des russischen Rückzuges („Journal des Debats“ vom 1. 8.), bald malte man sich fabelhafte Ziffern von deutschen Verlusten aus und war fest davon überzeugt, daß die Heere der Zentralmächte aus dem polnischen Feldzuge verhängnisvoll geschwächt, ja geradezu verkrüppelt hervorgehen würden („Birmingham Daily Post“ vom 3. 8.). Selbst ein so kühler und sachlicher Beurteiler der Dinge wie Richardson erklärte am 15. 9. im Oberhaus, daß die Deutschen auf der Ostfront fast ihren letzten Pfeil verschossen zu haben schienen.

Gottin, die mir aber viel zu gut ist für eines edigen Herrn Zeitvertreib!

„Poelenent! brach der Oberst jetzt zornig aus. „Weißt der Wind daher? So hätte also mein Sohn herbei wieder einmal die Hand im Spiel? Es ist doch zum Tollwerden mit dem Jungen! Aber was ist es, was hat er Ihnen oder Ihrer Elisabeth zuleide getan? Ich werde doch wohl ein Recht haben, darüber eine volle Aufklärung zu verlangen!“

Da ist nicht eben viel zu erzählen, Herr Oberst! sagte der Förster. Mag sein, daß das Mädchen nicht gerade die Höflichkeit ist, und da der junge Herr Baron hier wohl einige Vangewelle empfinden mag, so hat er sich herabgelassen, ein Auge auf sie zu werfen. Seine häufigen Besuche in meinem Hause kamen mir längst verdächtig vor, umso mehr, als ich recht gut weiß, daß der junge Herr nicht viel Freundschaft für mich empfindet, viel eher das Gegenteil! Sie sind ein Griselgram, Hagemeister! Weshalb in aller Welt sollte er Ihnen feindselig gesinnt sein?

Nun, vergleichen hat eben so seine Ursache. Als der junge Herr nach Anabe war, — oder drinnen in der Stadt mögen sie es wohl schon etwas mehr heißen —, da kam er in den Ferien häufig hierher nach Graßenslein zu seinem Oheim, und da es sonst nicht viel Zerstreuung für ihn gab, streifte er den ganzen ausgeklagelten Tag mit der Bißche auf der Schulter durch Wald und Feld und was ihm sonst vor den Lauf kam, das wurde niedergemacht oder vielmehr in den meisten Fällen, da er ein verdammt schlechter Schütze war, angeschossen, und der junge Herr machte sich nicht viel Sorge darum, in welchem Busch und nach wie vielen Qualitäten Stunden so eine arme Kreatur verendete. Sie sind ein Jäger, Herr Oberst, und Sie wissen, daß ein Waldmann dergleichen nicht ansehen kann, ohne daß ihm das Blut in Wallung kommt. Ich machte dem jungen Herrn mit allem Respekt meine Vorstellungen, und als er mir darüber ins Gesicht lachte und mir ein Schnippen schlug, ging ich mit meiner Klage zu dem gnädigen Herrn, Ihrem jetzt in Frieden ruhenden Bruder! Der mag ihm wohl ein wenig ins Gewissen geredet haben, aber er war ein tränklicher, schwacher Herr und viel zu sanft, um solchen Unfug mit gehörigem Nachdruck entgegenzutreten. Ihm und mir zum Trost tat der junge Herr Baron nun erst recht, was ihm beliebt, und als ich es noch ein paar Tage mit angesehen hatte, da riß mir die Geduld. Als er damals — es war mitten in der Schonzeit — eine arme Aide jämmerlich erschossen hatte, nahm ich ihm ohne viel Besinnen das Jagdgewehr weg und mußte es durchgehen, daß er während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes feins mehr in die Hände bekam. Von daher schreibt sich sein Haß gegen mich, von dem ich so manchen recht deutlichen Beweis seitdem erhalten habe. Sie werden es nun wohl begreifen, Herr Oberst, daß ich nicht ganz ohne Mißtrauen gegen seine plötzliche Freundschaft war!

Nun, er könnte ja eingesehen haben, daß er damals gegen Sie im Unrecht gewesen ist, daß Sie nichts weiter getan haben als Ihre Pflicht! Doch das ist eine Sache für sich. Was also war es mit Ihrer Elisabeth?

Er hatte schon früher mit ihr anzubinden versucht, aber sie war ihm klug aus dem Wege gegangen, und ich habe meine Augen auf in gezeimender Weise offen gehalten. Jetzt aber, da er als Sohn meines Gutsheeren wiederkam, lagen die Dinge ganz anders als zu des hochseligen Oheims Lebzeiten. Nun war es ja eine Ehre für mich, daß er mein armeliges Haus besuchte und ich konnte ihm nicht die Tür weisen, so viel Lust ich auch mitunter dazu verspüren mochte. Worauf es eigentlich abgesehen war, wußte ich ja schon längst, aber ich durfte kein Wort davon laut werden lassen, denn in meiner Gegenwart hielt er sich tadellos gegen das Mädchen, und

Und je mehr man sich die Deutschen hungernd, frierend und von russischen Kugeln bedrängt an der Ostfront festgehalten vorstellte, desto stärker trat im Herbst 1915 der Gedanke hervor, durch eine gemeinsame Offensive auf allen Kriegsschauplätzen zugleich der deutschen Armee den Gnadenstoß zu geben. Wie immer im Lager der Entente nahm man auch hier sofort die Absicht für die Tat und schwebte in rauschenden Phantasien, die sich heute wie, grausame Ironie lesen. Frohlockend rief Henry Bidou im „Journal des Debats“ vom 1. 8.: Italien erweist in großartigem Vorgehen den Paroli, triumphierend prophezeite der „Radical“ vom 26. 7., daß Italiener und Serben nach Wien und Berlin marschieren. Am 31. 10. entwarf General Wallester im „Temps“ ein farbenprächtiges Zukunftsbild: auf dem Balkan sind die Verbündeten im Begriff, Konstantinopel zu nehmen; und unmittelbar nach diesem ersten entscheidenden Ereignis werden die Dinge auf allen Kriegsschauplätzen in Gang kommen. Schon ist die deutsche Front im Osten empfindlich geschwächt, einem neuen Winterfeldzug wird sie nicht gewachsen sein. Ist erst Konstantinopel gefallen, dann dringen die Russen über die Weichsel, und die siegreichen Heere der Franzosen überschreiten den Rhein. Und um die geschichtliche Ironie voll zu machen, verkündet auf englischer Seite Oberst Maude in der „Sunday Times“ vom 1. 8., daß die Engländer nunmehr in steigendem Maße das Übergewicht im Luftkriege gewonnen haben; die Beherrschung der Luft wird in Zukunft ein ebenso wichtiger Faktor der englischen Politik sein, wie Englands unbesiegtens Übergewicht zur See. Je weniger die tatsächlichen Erfolge der Entente zum Triumphieren Anlaß gaben, um so ausschweifender wurden die phantastischen Hoffnungen, mit denen man der nächsten großen Offensive entgegen sah. Die russische Zeitung „Swet“ brachte am 1. 8. ein phantastisches Gemälde, wie die Deutschen in diesem Kriege langsam aber sicher zu Grunde gingen, die Verbündeten dagegen erst jetzt beäugten, ihre Kräfte ruhig zu entwickeln, wie die unerhöplichen Menschenmassen Rußlands und die Millionenarmee der englischen Freiwilligen sich vorbereiteten, Deutschland den Gnadenstoß zu geben. „Die letzten trampaftischen Zuckungen Deutschlands, um jeden Preis einen wenigstens einseitigen anständigen Frieden zu erlangen, scheitern an dem festen Entschluß der Verbündeten, den Krieg bis zu seinem folgerichtigen Schluß, der endgültigen und völligen Vernichtung Deutschlands, zu führen. Diese Stunde ist nahe, die Anstrengungen unserer heldenhaften Truppen sind nicht vergebens gewesen.“ Mit diesen ausschweifenden Hoffnungen ging man dem Herbstfeldzug entgegen, der Deutschland vollends zerschmettern sollte.

Die „sterbenden“ Mittelmächte antworteten zunächst mit der Eroberung von Serbien und Montenegro und mit der Vertreibung der Ententeinheiten von Galizien. Als das Jahr von Deutschland „Zerschmetterung“ zu Ende ging, rollten die ersten deutschen Eisenbahnzüge von Berlin nach Konstantinopel. Schon damals begann sich das Schicksal Konstantinopels zu erfüllen. Die Entente hatte dem gegenüber nur den „Sieg“ von Loos und Tachau zu buchen, wo die große, mit unendlichen Munitionsmengen und Tintenverbrauch angefüllte Zerschmetterung Deutschlands zur Eroberung einiger französischer Dörfer geführt hatte. Mit welchen Erwartungen die Entente dieser arden Offensive des Septembers 1915 entgegengekommen hatte, ergibt sich daraus, daß der Kommandeur der englischen Garde-Division seine Truppen „am Vorabend der größten Schlacht aller Zeiten“ zum entscheidenden Stoße beständig wuschte, „von dem das Schicksal kommender Generationen abhängen“ sollte. Es sollte wirklich der entscheidende Durchbruch sein, der die Deutschen aus Nordfrankreich und Belgien hinauswerfen sollte; hatten die Verbündeten doch dazu eine Truppenmasse angelegt, die fast so groß war, wie das gesamte deutsche Heer, das im Jahre 1870 in Frankreich gefochten hatte. Trotz aller Anstrengungen war die Zerschmetterung Deutschlands im Jahre 1915 mißglückt. Sie mußte daher auf das folgende Jahr verschoben werden. Es wurde der Entente schwer, nach so vielen hochtönen Reden sich mit einem derartigen mageren Ergebnis zu begnügen; aber gegen Ende des vergangenen Jahres hatte man den alten Gleichmut wiedergefunden und prophezeite aufs neue die Zerschmetterung Deutschlands — diesmal im Jahre 1916.

Zum Jahreswechsel 1915/16 schrieb der französische Ministerpräsident Briand an die „New York World“: „Deutschland und seine Verbündeten bestreben sich mit der Verneinung einer in die Enge getriebenen Ratte, das unvermeidliche Schicksal aufzuschieben. Aber 1915 ist für die Entente eine Periode gewesen, wo sie sich an die neuen und unerwarteten Bedingungen der Kriegsführung anpassen mußte, eine Periode harter Arbeit, intensiver Organisation und der Vorbereitungen zum Siege: das Jahr 1916 geht auf, einäugend und voll Verprechungen, daß wir den Lohn unserer Anstrengungen ernten werden!“

Briand steht mit dieser Hoffnung nicht allein. Seitdem Anfang Juli 1916 die große Offensive im Westen zugleich mit einer russischen Offensive voll unerhörter Kraftanstrengung im Osten begonnen hat, sind die Hoffnungen der Entente bereits ins Unendliche

Ich sagte mir, daß es durch eine Andeutung von meiner Seite nur schlimmer gemacht werden würde. Da kam mir das Mädel eines Tages ganz freudig und völlig außer Atem wie ein geheutes Reh nach Haus und erzählte mir, daß er ihr im Walde aufgelauert und ihr eine vollständige Liebeserklärung gemacht habe, aber so leidenschaftlich und wild, daß sie gestohlen sei, so schnell ihre Füße sie nur tragen wollten. Steht die Sache so, sagte ich mir, so muß es mit seinen Befehlen ein Ende haben; er wird ja wohl vernünftig genug sein, das selbst einzusehen, nachdem das Mädchen ihm eine so deutsche Antwort gegeben hat. Erst schien es auch wirklich, als ob ich damit recht haben sollte, denn er ließ sich in die gewöhnliche Stunde nicht mehr sehen, und ich redete meiner Elisabeth, die ganz verschüchtert war, selbst zu, sie möge die Sache nicht so ernst nehmen, das sei abgetan. Aber das war eine heillose Täuschung von mir, denn als ich gestern abend nach Hause kam, finde ich das Mädchen in Tränen und kluchzend erzählte sie mir, er sei abermals dagewesen, habe seine Werbung noch ungeklärter als das erste Mal wiederholt und sie schließlich, als sie ihn wiederum mit gedührendem Ernst zurückgewiesen, mit höhnischen Worten schmähsch beleidigt. Es war gut für ihn und für mich, daß er nicht zugegen war, als mein Kind mir das erzählte, und — bei Gott — wäre er nicht meines lieben, hochseligen Herrn Rette und meines jetzigen Oheims Sohn, ich hätte mir, trotz meines einfachen bürgerlichen Namens und trotz meines einfachen Standes eine Genugtuung von ihm geholt, die ihm ein für allemal die Lust zum Wiederkommen verleidet hätte. So aber würgte ich den Schnipf hinunter und beschloß, lieber selbst mit meinem Kinde das Feld zu räumen. Es wird nicht Ihre Absicht sein, mich zurückzuhalten, Herr Baron, denn wenn mir noch einmal etwas Ähnliches geschieht, so möchte es leicht für uns alle ein schlimmes Ende nehmen. Das sind die Gründe für meinen Abschied, — und nun mögen Sie mich allen Rarren immerhin auslachen, Herr Oberst! Ich habe eben meine Ehre und meine Reputation ebenso wie jeder Herr vom Adel, der seinem Beleidiger mit der Pistole oder mit dem Degen in der Hand gegenübertritt!

Der Oberst hatte den in großer Erregung sprechenden Förster ohne eine Unterbrechung ausreden lassen. Jetzt aber sprang er vom Pferde, trat dicht auf ihn zu und streckte ihm seine Hand entgegen.

Sie haben gehandelt und gesprochen wie ein rechtlicher Mann, Hagemeister, sagte er warm, aber ich könnte Ihnen höflich sein, daß Sie eine so geringe Meinung von mir haben. Mir steht die Ehre eines jeden braven Menschen gerade so hoch und unantastbar wie meine eigene, und wenn ich Ihnen auch dankbar dafür bin, daß Sie sich Ihre Genugtuung nicht selbst geholt haben, so soll sie Ihnen doch wahrlich nicht entgehen. Ich habe wohl noch so viel Recht über meine Kinder, daß ich sie zwingen kann, ihr Unrecht wieder gut zu machen, und ehe ich zugebe, daß Sie durch eine bubenhafte Leichtfertigkeit meines Sohnes von Ihrer liebevollen Scholle vertrieben werden, eher will ich — Doch genug! Wozu überflüssige Worte? Mein Sohn Herbert wird Sie und Ihre wackere Tochter, der ich meine Hochachtung selbst ausdrücken werde, noch vor Ablauf der nächsten vierundzwanzig Stunden demütig um Verzeihung bitten und er wird Ihnen in die Hand geben, daß dieses strafwürdige Verfahren das letzte gewesen sein soll, dessen er sich gegen Fräulein Elisabeth schuldig machte. Werden Sie mit dieser Genugtuung zufrieden sein, mein biederer alter Freund?

Der Förster hatte die dargebotene Hand des Barons ergriffen und sie mit herzlicher Wärme gedrückt.

gestiegen. Schon überboten sich der Abbe Wetterle (nach „Eclair del'Est“ vom 5. 7.) und „Financial News“ vom 10. 7. in dem Gebanten an phantastische Kriegsentwicklungen, die Deutschland zu zahlen haben werde. Wetterle belegt als Band bereits alle deutschen Eisenbahnen, Bergwerke, Domänen, Schiffswerften, die Kriegsmarine, die Handelsflotte, die deutschen Museen und den persönlichen Besitz des Kaisers, während die englische Finanzpolitik nur einen Jahresbeitrag von 8 Milliarden Mark auferlegt. Aber in auffallendem Gegensatz dazu stehen doch schon jetzt gelegentliche englische Stimmen, die zur Mäßigung mahnen. Der Engländer kennt, wird darin gewiß kein Zeichen freiwilliger Großmut sehen, sondern nur das ungern abgegebene Geständnis, daß die Niederlage Deutschlands doch nicht ganz so einfach ist. Trotz aller Siegesansagen scheint die Entente denn auch nicht mehr in demselben Grade des Enderfolgs sicher zu sein wie noch vor einem Jahre.

Am Ende des ersten Kriegsjahres schrieb das „Journal des Debats“ vom 1. 8. von den deutschen Siegen: „Es ist der Todesstampf Hainers, der noch gefährlich ist, aber es ist der Todesstampf.“ Sie ist in der Vergangenheit, im siebenjährigen Kriege und in der Napoleonzeit gar manches Mal erzählt worden, auch Anfang 1870 war sie nicht ganz verschwunden. In diesem Kriege sollte sie dann endgültig zur Wirklichkeit werden. Sie hat all unsere Siege von Anfang an in der öffentlichen Meinung des Auslandes ausschließen sollen. Als die Marnechlacht geschlagen war, da bot Deutschland bereits seine letzten Mannschaften, seine letzte Munition auf, da begingen deutsche Heerführer Selbstmord, da drohte in allen deutschen Städten die Revolution. Dann verblutete sich Deutschland zum zweiten Mal in den politischen Ebenen, war aber schließlich doch imstande, sich noch einmal zu erholen — zum dritten Todesstampf bei Verdun. Nun ist der vierte Todesstampf Deutschlands in der Umklammerung durch die große Ententeoffensive angebrochen, aber Deutschland wird zum vierten Male von der geduldeten Welt papierner Träume an die harte Realität der Tatsachen appellieren. Wir halten durch und werden siegen!

Nassauische Nachrichten.

* Der Nassauische Verkehrsverband, Sitz Frankfurt a. M., hat ein Ausschreiben erlassen zwecks Schaffung eines Titelblattes für sein demnächst erscheinendes Verkehrsbuch von Nassau. Zu diesem Wettbewerb werden Künstler eingeladen, die im Regierungsbezirk Wiesbaden ihren Wohnsitz haben, sowie die der benachbarten Städte. Es gelangen drei Preise im Gesamtwert von M. 400.— für die besten künstlerischen Leistungen zur Verteilung. Außerdem behält sich der Vorstand vor, nicht preisgekrönte Arbeiten käuflich zu erwerben. Das Preisgericht setzt sich zusammen aus den Herren Geheimrat Professor Kuthner, Frankfurt a. M., Dr. Müller-Wulffow, Frankfurt a. M., Professor B. Clifaz, Frankfurt a. M., sowie den Mitgliedern des Verwaltungsrates des Nassauischen Verkehrsverbandes, den Herren: Bürgermeister Jacobs, Königstein i. T., Oberbürgermeister Lütke, Bad Homburg v. d. H., Dr. Richard Köfel, Frankfurt a. M., Landrat Geh. Reg. Rat Wagner, Riedheim a. Rh. Die Entwürfe müssen bis zum 20. September 1916 an die Geschäftsstelle des Nassauischen Verkehrsverbandes, Frankfurt a. M., Bahnhofstr. 8, eingereicht sein. Nähere Mitteilungen erfolgen durch diese Stelle.

Wiesbaden. Der Nassauische Viehhändler-Verein hielt in Wiesbaden seine Generalversammlung ab. Der Vorsitzende gab eine Anzahl neuester Verfügungen des Viehhändlers-Verbandes für den Regierungsbezirk Wiesbaden bekannt, in denen vor allem darauf hingewiesen wird, daß bei der Organisation des Verbandes der Viehhandel nicht ausgeschlossen werden soll und darf. Der Vorsitzende des Bundes der Viehhändler, Daniel-Goblenz, hob hervor, daß Viehhandel und Landwirtschaft Hand in Hand gingen. Dies sei aber nicht der Fall bei dem Regergewerbe, denn die Viehhalter strebten dahin, den Viehhandel ausgeliefert zu erhalten. Die Viehhändler hätten während des Krieges Spielend Heer, Marine und Bevölkerung mit Fleisch versorgt, ihnen könne nie der Vorwurf gemacht werden, die Kriegslage ausgenutzt zu haben. Noch besser hätte die Fleischversorgung funktioniert, wenn die Regierung den Antrag des Viehhändlers im Dezember 1915, Höchstpreise für Rinder einzuführen, angenommen hätte. Andererseits wären die Viehpreise nicht so in die Höhe gesprungen, wenn die Landräte in Preußen die Viehhausfuhrverbote aus ihren Kreisen unterlassen hätten. Sie hätten die Viehsteuerung mit verschuldet. Sehr bedauerlich sei die Absperrung der Grenzen der vieldreichen süddeutschen Staaten, wodurch der Viehhandel dort in eine untergeordnete Stellung geraten sei. Gegen das Verbot der Hausfuhrverbote, gegen die Beschlagnahme von Hausfuhrverboten polemisierte der Redner, sowie gegen die Festsetzung von Höchstpreisen für Rindfleisch und konstatierte einen sehr günstigen derzeitigen Stand unserer Viehstände.

Sie sind ein wahrhafter Edelmann, Herr Oberst, sagte er gerührt, und Ihres hochseligen Herrn Bruders treues Ebenbild! Wie könnte ich armer, dienstbarer Mann eine größere Genugtuung verlangen? Und dennoch — wäre es nicht immerhin besser, wenn ich ginge? Baron Herbert wird mich nach einer solchen Demütigung ingrimmiger hassen als je zuvor, und ich fürchte, der Friede wird damit für immer aus meinem Hause vertrieben sein!

Solange ich am Leben bin, Hagemeister, braucht Ihnen das wenig Kummer zu machen. Nicht mein Sohn ist Herr auf diesem Boden, sondern ich bin es, und den wollte ich leben, der sich meinen Befehlen zu widerlegen mag! Kehren Sie getrost nach Hause zurück, mein Freund, und warten Sie es ruhig ab, was weiter geschehen wird. Wir beide werden gute Freunde bleiben, und ich meine, das wäre die Hauptsache!

Nach einmal schüttelten die beiden Männer, die durch Geburt und gesellschaftliche Stellung so weit von einander getrennt waren, sich herzlich die Hände. Dann schwang der Oberst sich wieder auf sein Pferd, um, während der Förster langsam den Weg nach dem Försterhause einschlug, im schlanen Trabe dem Schlosse zuzureiten, ahnungslos, was dort erst seiner wartete.

Als der Oberst die Tür seines Arbeitszimmers öffnete, meldete der Diener ihm, daß er schon seit mehr als einer Stunde von einem Herrn Peter Michelmann aus der Residenz erwartet werde.

Michelmann? wiederholte der Oberst nachdenklich. Mir ist es, als müßte ich den Namen schon gehört haben, aber ich weiß ihn doch nicht hinzubringen. Nun, wir werden ja sehen! — Lassen Sie den Herrn jedenfalls eintreten!

Er warf die Reispelze auf den Tisch und war soeben im Begriff, sich aus die Handhübe auszuheben, als Herr Michelmanns satte, unaussprechliche Gestalt auf der Schwelle erschien. Der würdige Herr schien es doch für rätlich zu halten, sich hier um vieles höflicher zu benehmen als dem jungen Baron gegenüber. Seine Verbeugung war so tief, als seine Beleidigung es nur zuließ und seine heisere Stimme klang viel gekleideter und verbindlicher als vorhin.

Gehorsamster Diener, Herr Oberst, sagte er. Ich darf wohl nicht annehmen, daß ich noch die Ehre habe, von dem Herrn Oberst genannt zu sein!

Der Baron hatte ihn mit einem scharfen, durchdringenden Blick von oben bis unten betrachtet und die unnütze Falte zwischen seinen Augenbrauen waren noch tiefer geworden.

Jetzt, wo ich Sie vor mir sehe, erinnere ich mich Ihrer allerdings sehr wohl, Herr Michelmann, sagte er hart. Wir unterhalten uns miteinander, als ein junger Leutnant meines Regiments sich zu erkühnen verlor, weil er sich durch Wuchergeschäfte mit Ihnen zur Verweilung getrieben sah. Ist es nicht so?

Der Herr Oberst haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis! lautete die gekleidete Antwort. Aber Sie beurteilen mich doch etwas zu hart! Ich bin ein armer Mann, der sich mühsam durchschlagen muß und der im Auftrage anderer Leute arbeitet!

Um so verächtlicher wäre Ihr Gewerbe! erklärte der Baron. Aber das kümmert mich nicht, und ich glaube auch, Ihnen meine Ansicht damals deutlich genug ausgesprochen zu haben. Welche Ursache hat also Ihr heutiger Besuch?

Ich hatte ein kleines Geschäft mit Ihrem gnädigsten Herrn Sohn, Herr Oberst!

Der Baron, welcher Herrn Michelmann den Rücken zugewandt hatte, wandte sich auf diese Worte hin mit unvorhergesehenem Erbrechen wieder nach ihm um.

(Fortsetzung folgt.)